

WIENER SAGE VON DER URSCHEL

Margreth Husek

WIENER SAGE VON DER URSCHEL

Es lebte einmal eine unzufriedene alte Frau in der Innenstadt von Wien. Macht, Geld und Prestige waren für sie wichtig. Mit wehender Alko-Fahne geisterte sie durch den Inneren Bezirk und durch die Medien.

Die Urschel wettete gegen die Straßenkünstler in den Fußgängerzonen. Sie versuchte alles, um den Alkohol aus dem öffentlichen Leben zu verbannen. Als City-Chefin war sie nicht weniger polarisierend: So forderte sie etwa ein nächtliches Fahrverbot in der Inneren Stadt und ein Ästhetikmanifest für die City. Sie wollte Hausbesitzer zwingen bei Hitze die Gehsteige besser zu reinigen, um Gestank zu vermeiden und überlegte die Einführung der City-Maut. Radrowdys wollte sie per Nummerntafel zur Vernunft bringen. Zur Besänftigung und Wiedergutmachung der indigenen Bevölkerung plante sie dafür einen schwarz angemalten Radweg vom Ersten Bezirk zum Zentralfriedhof. Das Befahren sollte nur im Trauermarschtempo erlaubt werden. Für mögliche Verletzte oder gar Todesopfer, die eventuell durch kranke Bäume oder herabstürzende Äste zu beklagen wären, sollte sich die rote Bagage kümmern.

Damals saß sie mit ihren schwarzen Parteitrabanten nach einem erbitterten Gesprächskampf ums Geld mit dem eigensinnigen roten Retrobärtchen vom Rathaus bei einem internen Treffen auf dem Kahlenberg zusammen. Bei einem Glas Zierfandler und noch einem und noch einem signalisierte dieses, dass man das Rathaus zu fragen hätte, wenn man Erfolg haben wollte. Die Gegensätze prallten aneinander. Zu stark war die Macht des Rathausmannes und legendär die Wucht, mit der sie ihre Launen und dem Unmut, der sich bei ihr aufgestaut hatte, freien Lauf lassen konnte.

Sie konnte sich nicht durchsetzen. Sie wusste, dass ihre politische Ära zu Ende ging. Hätte sie noch einmal kandidiert, wäre nach dem Posten der Bezirksvorsteherin auch der Posten der Gemeinderätin weg gewesen. Und dann wär ihr nur mehr der Weg in den Stephansdom geblieben. Nicht wegen der Fürbitten, sondern nur weinerlich bitten, also um den Wein bitten. ‚Lieber Gott, lass diesen Kelch an mir vorübergehen. Oder wart! Lass mi erst schaun, ob noch a Lackerl Veltliner drin is‘.

Aus Bitterkeit verkroch sie sich in ihrer Behausung. Dort wischte sie ihren Groll mit einem Fünfhundert-Euroschein aus den feuchten Augen. „Geld stinkt nicht“, sagte sie zu ihrem Spiegelbild, als sie ihre Lippen fein säuberlich nachzog. „Warum soll ich mich von Krümeln ernähren, wenn ich die Rosinen aus dem Steuerkuchen herauspicken kann“. Und so beschloss sie ihren Lebensstandard anderweitig aufzubessern.

Der blaue Parteichef setzte einen verführerischen Grinser auf und lockte sie ins blaue Lager, weil er dachte, sie war im Ersten Bezirk populär genug, ihm im Wien-Wahlkampf zusätzliche Stimmen zu verschaffen. Wenn man blau ist, dann sind alle Frauen schön, krächzte er mit einem Glas Whisky vor sich hin in seinem Arbeitszimmer vor seinem Selbstporträt.

Daraufhin wechselte sie ihre politische Gesinnung. Mit Groll verabschiedete sich die Jobhopperin von ihren schwarzen Brüdern und wechselte zu den blauen Freunden. Damit wurde die Frauenquote erfüllt. In Wirklichkeit hatte sie Schabernack mit den blauen Männern getrieben.

Eines Morgens als sie wieder in den Spiegel schaute und ihr Bild erblickte, war sie entsetzt über ihre Scheußlichkeiten, dass sie vor Wut und Erbitterung den Spiegel zerbrach.

Sie drehte eine Abschiedsrunde an allen Punschstandln in ihrem Wohnbezirk und war nie mehr gesehen.

Doch in ihrem Keller, der mit allen Weinkellern der Innenstadt verbunden ist, hört man sie heute noch herzerreißend trällern:

Heute blau und morgens blau,

gestern aber war ich schwarz.

Ach wie gut, dass niemand weiß,

dass ich Stressned heiß.